

Interreligiöser Dialog – braucht es ihn noch?

Diagnose und Perspektiven

Braucht es den interreligiösen Dialog heute noch – und wenn ja: wofür?

Impulse dazu gab Rafaela Estermann (IRAS COTIS) an der Mitgliederversammlung des Interreligiösen Arbeitskreises Kanton Thurgau am 7. Mai 2026 in der Ahmadiyya Nuur Moschee in Bonau.

Zusammenfassung: M. Loretan. Der Beitrag referiert Estermanns Diagnose und Perspektiven und leitet daraus Konsequenzen für die Arbeit des Interreligiösen Arbeitskreises im Kanton Thurgau ab.

Genese: Wie sich die interreligiöse Arbeit in der Schweiz entwickelt hat

Der interreligiöse Dialog hat sich in der Schweiz seit den 1990er Jahren dynamisch entwickelt. Was zunächst oft als lokale Pionierarbeit begann (Begegnungsabende, gegenseitige Besuche, gemeinsame Feiern), wurde nach und nach institutioneller und vielfältiger: Es entstanden nationale Gremien, Bildungs- und Informationsangebote, regionale Netzwerke sowie lokale Arbeitsgruppen – teils mit staatlicher Beteiligung, teils rein zivilgesellschaftlich getragen. Heute bildet interreligiöse Arbeit ein breites Feld mit sehr unterschiedlichen Logiken: von repräsentativen Gesprächen auf Leitungsebene über professionalisierte Bildungsarbeit bis hin zu nachbarschaftsnahen Begegnungen und religionspolitischer Begleitung vor Ort. Diese Vielfalt ist eine Stärke, macht aber auch sichtbar, wie unterschiedlich Ressourcen, Erwartungen und Ziele verteilt sind.

Ein Blick auf vier Akteur:innen macht die Bandbreite exemplarisch sichtbar: Der **Rat der Religionen** steht für den institutionell-politischen Dialog zwischen offiziellen Vertreter:innen und Behörden. Das **Zürcher Institut für interreligiösen Dialog (ZIID)** steht für Bildungs-, Weiterbildungs- und Übersetzungsarbeit, die Wissen über Religionen zugänglich macht und Begegnung didaktisch begleitet. **IRAS COTIS** bündelt auf nationaler Ebene Vernetzung, Qualitätsentwicklung und öffentliche Kommunikation (unter anderem über religion.ch) und arbeitet an Rahmenbedingungen, damit interreligiöse Arbeit nachhaltig wird. Und der **Interreligiöse Arbeitskreis im Kanton Thurgau** steht für eine regionale, weitgehend ehrenamtliche Dialogplattform, die Beziehungen pflegt und zugleich dort präsent ist, wo im Kanton konkrete religionspolitische Fragen verhandelt werden.

In ihrem Beitrag auf religion.ch „*Strukturen und Organisationsformen der interreligiösen Arbeit in der Schweiz*“ (siehe: www.religion.ch) unterscheidet Rafaela Estermann sieben Dialogformen, die in der Praxis oft nebeneinanderstehen und je eigene Chancen wie auch Grenzen haben. Von diesen sieben stellte sie drei vor:

- **Theologisch-kognitiver Dialog:** das gemeinsame Nachdenken, Vergleichen und Klären religiöser Vorstellungen, Begriffe und Traditionen – oft in eher kleinen, fachlich geprägten Gesprächskonstellationen.

- **Religiös-emotionaler Dialog:** der Austausch über gelebte Religiosität, Spiritualität, Rituale und persönliche Erfahrungen – häufig verbunden mit Einblicken in Praxis, Feiern oder Formen von Gastfreundschaft.
- **Sozial-emotionaler Dialog:** Begegnung und Beziehung über gemeinsames Tun im Alltag, in Projekten oder im Engagement für das Zusammenleben – mit dem Fokus auf Vertrauen, Kooperation und gesellschaftliche Anschlussfähigkeit.

Im Alltag zeigen sich diese Zugänge in sehr unterschiedlichen Formaten – von theologischen Gesprächen über Einblicke in religiöse Praxis bis zu sozialen Begegnungen und Kooperationen. Entscheidend ist weniger die «richtige» Form als die Frage, ob ein Format den Beteiligten gerecht wird, Erwartungen klärt und zu den angestrebten Wirkungen passt.

Diagnose: Drei wiederkehrende Herausforderungen

Aus der Praxis interreligiöser Arbeit lassen sich drei Problemfelder besonders häufig beobachten: (1) strukturelle Asymmetrien und unausgesprochene Erwartungen, (2) unklare Ziele und damit verbundene Qualitätsverluste sowie (3) ein gesellschaftliches Klima, in dem Religion insgesamt an Selbstverständlichkeit verliert.

1. Asymmetrien und unausgesprochene Erwartungen

Viele Dialogformate sind historisch aus kirchlichen Strukturen heraus entstanden. Wo professionelle Ressourcen vorhanden sind, werden Themen, Orte und Formate oft von den besser ausgestatteten Akteur:innen geprägt – häufig mit der impliziten Erwartung, Minderheitengemeinschaften würden sich zuerst «vorstellen».

Solche Kennenlernformate sind als Einstieg wertvoll, führen aber nicht automatisch zu Dialog auf Augenhöhe, wenn sie dauerhaft die dominante Form bleiben. Dabei entstehen typische Spannungen: Wer sich «repräsentativ» äussern soll, gerät unter Druck, für «die eigene» Religion zu sprechen; zugleich bleiben Beiträge, Formen von Gastfreundschaft oder religiöser Praxis schnell missverständlich, wenn Erwartungen unausgesprochen bleiben. Zusätzlich wirken rechtliche und institutionelle Unterschiede (Anerkennung, Finanzierung), ebenso Unterschiede zwischen Professionellen und Ehrenamtlichen, zwischen Organisationen und Einzelpersonen oder zwischen akademischen und nicht akademischen Zugängen.

Gerade in solchen Kennenlern- und Vorstellungsformaten zeigen sich zwei wiederkehrende Dynamiken besonders deutlich:

Erstens: Oft zeigt eine Seite sehr viel von sich, während die andere weniger von ihrer eigenen Perspektive einbringt. Sich zu zeigen, die eigenen Türen zu öffnen, sich Fragen auszusetzen, ist nicht selbstverständlich. Und wenn nur eine Seite diese Rolle übernimmt, entsteht ein Ungleichgewicht. Dann erklärt sich die eine Seite und die andere bleibt in der Rolle des Zuhörens. Der eine lässt also quasi die Hosen runter und die anderen schauen zu.

Zweitens: Wenn man sich «vorstellen» soll, entsteht oft auch das Gefühl, man müsse etwas repräsentieren. Vielleicht glaube ich gar nicht an die Jungfräulichkeit Marias und zweifle oft an Gott – aber darf ich so etwas erzählen, wenn ich «die Katholik:innen» vorstellen soll? Vielleicht bete ich nicht fünfmal am Tag und trinke auch mal Wein – aber repräsentiere ich dann noch «die Muslim:innen»?

In solchen Situationen wirken also Erwartungen mit: eigene Erwartungen, Erwartungen aus den Gemeinschaften, in denen man verankert ist, aber auch Erwartungen des Gegenübers. Und diese hängen häufig damit zusammen, welche Vorstellungen wir davon haben, was «richtige» Religion sei oder wie Religion gelebt werden sollte.

Bei einem interreligiösen Spaziergang prallten unterschiedliche Vorstellungen darüber aufeinander, was ein «passender» Beitrag sei (theologische Vertiefung, praktische Gastfreundschaft, religiöse Praxis). Weil Ziele und Rollen nicht geklärt waren, wurden Irritationen nicht in einen Lernprozess übersetzt, sondern führten zu Reibung. Das Beispiel zeigt: Ohne gemeinsame Absprachen verstärken Asymmetrien Missverständnisse.



Solche Ungleichgewichte treten in verschiedenen Formen auf: etwa zwischen anerkannten und nicht anerkannten Gemeinschaften, zwischen Handelnden in professionell bezahlten und ehrenamtlich getragenen Strukturen sowie zwischen etablierten Organisationen und Einzelpersonen. Häufig kommen weitere Differenzen hinzu – zum Beispiel zwischen akademisch geprägten und nicht akademischen Zugängen oder zwischen Generationen.

Asymmetrien werden besonders problematisch, wenn unklar bleibt, welche Ziele ein Dialogformat verfolgt und welchen Nutzen die Beteiligten daraus ziehen.

2. Qualität, Ziele und Wirkung

Qualität entscheidet sich daran, ob Ziele, Format und Erwartungen zusammenpassen: Geht es um ein erstes Kennenlernen, um nachhaltige

Beziehungen oder um gemeinsame gesellschaftliche Wirkung. Je nach Ziel braucht es andere Gefässe als eine einmalige Veranstaltung.

In der Praxis zeigt sich zudem eine wachsende Ermüdung: Besonders Engagierte aus Minderheitengemeinschaften ziehen sich zurück, wenn interreligiöse Arbeit vor allem aus wiederholtem «Sich-Vorstellen» besteht, ohne dass Anerkennung, Teilhabe oder konkrete Verbesserungen im Zusammenleben spürbar werden. Hinter dem Engagement stehen unterschiedliche Motive – von Horizonterweiterung bis zum Wunsch nach Zugehörigkeit und Sichtbarkeit. Dialogformate sollten diese Motive ernst nehmen.

3. Säkularität und das gesellschaftliche Image von Religion

Ein drittes Problemfeld betrifft weniger einzelne Dialogformate als vielmehr das Umfeld, in dem sie stattfinden: die religiösen und weltanschaulichen Trends in der Schweiz.

Die Schweiz wird säkularer, religiöse Institutionen verlieren an Selbstverständlichkeit, und öffentliche Debatten zeichnen Religion nicht selten einseitig als konfliktträchtig oder überholt. Das erhöht den Rechtfertigungsdruck auf religiöse Menschen und erschwert es, Nachwuchs und freiwilliges Engagement zu gewinnen – eine Entwicklung, die alle Gemeinschaften betrifft, wenn auch unterschiedlich.

Wenn solche Bilder dominant werden, hat das Folgen: Skepsis gegenüber religiöser Präsenz im öffentlichen Raum nimmt zu, und religiöse Praxis muss häufiger begründet werden – etwa bei der Frage nach Gebetsräumen, nach Anpassungen während Fastenzeiten oder nach der Berücksichtigung religiöser Feiertage. Das erhöht den Rechtfertigungsdruck und kann Engagement zusätzlich erschweren.

Handlungsperspektiven: Wie Dialog wirksam und tragfähig wird

Die Diagnose ist kein Abgesang, sondern ein Arbeitsauftrag: Interreligiöse Begegnung wirkt nicht automatisch – sie muss so gestaltet werden, dass sie für Beteiligte bedeutsam ist und gesellschaftlich etwas bewegt.

IRAS COTIS bearbeitet diese Fragen seit einigen Jahren in einem mehrjährigen Entwicklungsprozess (Zukunftslabor) gemeinsam mit Partner:innen aus verschiedenen Regionen. Ein hilfreicher Orientierungsrahmen dafür ist Allports Kontakthypothese: Kontakt baut Vorurteile nur dann ab, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind.

Begegnung wirkt nicht automatisch: Allports Kontakthypothese

Allport zeigt: Begegnung wirkt vor allem dann, wenn (1) Augenhöhe gegeben ist, (2) gemeinsame Ziele verfolgt und kooperativ bearbeitet werden, (3) persönliche, bedeutsame Beziehungen entstehen können und (4) der Prozess institutionell unterstützt wird. Diese vier Bedingungen lassen sich als Checkliste für die Weiterentwicklung interreligiöser Arbeit lesen.

1. Augenhöhe als Voraussetzung

Augenhöhe entsteht, wenn ungleiche Voraussetzungen zumindest mitgedacht und fair bearbeitet werden: Wer hat Zeit, Geld, Räume, Zugang zu Behörden, Sprach-

oder Moderationskompetenz? Für regionale, ehrenamtliche Plattformen bedeutet das oft, bewusst «Ressourcen-Ausgleich» zu organisieren – etwa durch geteilte Vorbereitung, rotierende Gastgeberrollen, klare Rollenklärung und Unterstützung für weniger abgesicherte Beteiligte.

2. Gemeinsame Ziele und Kooperation

Kooperation an gemeinsamen Anliegen ist oft wirksamer als «Dialog um des Dialogs willen». Wo Arbeitsgemeinschaften konkrete Herausforderungen bearbeiten (z.B. Zutritt zum konfessionellen Religionsunterricht an staatlichen Schulen, Bestattungsfragen, öffentliche Debatten über das Kopftuch), werden Ziele explizit, Zuständigkeiten geklärt und Beziehungen vertieft über die Zeit.

Damit entstehen zwei Qualitätsgewinne: **Erstens** wird Dialog für Beteiligte sinn- und nutzstiftend (weil er an realen Fragen ansetzt). **Zweitens** wird aus einer einmaligen Rollenbegegnung eher eine verlässliche Zusammenarbeit: Man lernt sich als Personen kennen, arbeitet wiederholt an konkreten Aufgaben und kann so Schritt für Schritt Vertrauen aufbauen.

3. Institutionelle Unterstützung – ohne den Dialog zu monopolisieren

Institutionelle Unterstützung bleibt wichtig: Ressourcen, Räume, Zeit und öffentliche Legitimation erleichtern Dialogarbeit. Gleichzeitig sollte Unterstützung ermöglichen statt bestimmen – damit Dialog nicht auf einen kleinen Kreis von Funktionsträgern verengt wird, sondern in die Breite wirkt und Ehrenamtliche tragfähig einbinden kann.

Ein Beispiel: Eine Gemeinde stellt für einen interreligiösen Runden Tisch einen neutralen Sitzungsraum zur Verfügung, übernimmt die Einladung über ihre Kanäle und finanziert eine externe Moderation (oder Dolmetschleistungen) sowie Spesen für Ehrenamtliche. Die Themen setzen jedoch die beteiligten Gemeinschaften gemeinsam, die Leitung bleibt bei der Arbeitsgruppe, und Ergebnisse werden transparent zurückgespielt. So entsteht Entlastung und Legitimation – ohne dass staatliche oder kirchliche Stellen den Dialog inhaltlich steuern.

4. Der gesellschaftliche Umgang mit Religion als gemeinsames Anliegen – und die Öffnung vom interreligiösen zum interweltanschaulichen Dialog

Die säkulare gesellschaftliche Situation wurde zuvor eher als Herausforderung beschrieben. Gleichzeitig könnte gerade darin auch Potenzial für die Zukunft interreligiöser Arbeit liegen. Viele Religionsgemeinschaften teilen heute die Erfahrung, in der Öffentlichkeit häufig eher mit Konflikten, Rückständigkeit oder Problemen verbunden zu werden als mit ihrem gesellschaftlichen Engagement. Daraus ergibt sich möglicherweise ein gemeinsames Anliegen: sichtbar zu machen, welchen Beitrag religiöse Gemeinschaften für den gesellschaftlichen Zusammenhalt leisten können.

Interreligiöse Arbeit könnte hier eine wichtige Rolle spielen. Wenn Gemeinschaften nicht nur nebeneinander existieren, sondern gemeinsam Verantwortung übernehmen – beispielsweise im sozialen oder ökologischen Bereich oder im Einsatz gegen Diskriminierung und stereotype Vorstellungen über Religion –, verändert dies womöglich auch die öffentliche Wahrnehmung von Religion insgesamt. Gerade gemeinsame Projekte könnten sichtbar machen, dass Zusammenarbeit über religiöse Unterschiede hinweg möglich ist und gesellschaftliche Relevanz entfalten kann.

Im Gespräch mit einer katholischen Jugendarbeiterin wurde zudem deutlich, dass für viele junge Menschen weniger die religiöse Tradition selbst im Vordergrund steht als vielmehr die Frage, ob Gemeinschaften als gesellschaftlich relevant und wirksam erlebt werden. Interreligiöse Zusammenarbeit könne hier eine wichtige Erfahrung ermöglichen: nämlich zu erleben, dass man gemeinsam etwas bewirken und zum gesellschaftlichen Zusammenhalt beitragen kann. Gerade darin könnte auch Potenzial liegen, junge Menschen neu für Engagement zu gewinnen.

Zugleich stellt sich die Frage, ob interreligiöser Dialog unter heutigen gesellschaftlichen Bedingungen ausreicht oder stärker interweltanschaulich gedacht werden müsste. In einer zunehmend säkularen Gesellschaft entstehen Missverständnisse nicht nur zwischen verschiedenen Religionsgemeinschaften, sondern auch zwischen religiösen und nicht religiösen Weltzugängen. Interreligiöse Arbeit könnte deshalb künftig verstärkt auch Räume schaffen, in denen religiöse und nicht religiöse Perspektiven miteinander ins Gespräch kommen.

Konsequenzen für IRAS COTIS auf nationaler Ebene

Aus den genannten Problemfeldern zieht IRAS COTIS für die eigene Arbeit insbesondere folgende Konsequenzen:

- **Von Events zu Prozessen:** Statt einmaliger Anlässe werden mehrjährige Entwicklungs- und Lernprozesse aufgebaut (z.B. Zukunftslabor) – mit klaren Fragestellungen, Ergebnissen und Anschlussarbeit.
- **Qualität explizit machen:** Ziele, Rollen, Erwartungen und «Erfolgskriterien» werden vorab geklärt; Moderation und Konfliktkompetenz werden als Teil der Dialogarbeit verstanden.
- **Augenhöhe fördern:** Durch Weiterbildung, Coaching und Ressourcenaufbau für Akteur:innen aus nicht anerkannten Gemeinschaften (u.a. Vereinsführung, Öffentlichkeitsarbeit, Beratung).
- **Öffentlichkeit mitgestalten:** Gegen stereotype Bilder von Religion arbeiten und Wissen zugänglich machen (z.B. über Informationsplattformen wie www.religion.ch).
- **Nachwuchs und Selbstwirksamkeit:** Junge Menschen über konkrete Rollen und Aufgaben einbinden (z.B. Bildungs- und Begegnungsformate mit Peer-Ansatz wie Dialoge en route).

Empfehlungen für interreligiöse Plattformen auf kantonaler Ebene

Für eine regionale, ehrenamtliche Plattform wie den Interreligiösen Arbeitskreis im Kanton Thurgau lassen sich aus Diagnose und Handlungsrahmen folgende praxisnahe Impulse ableiten:

- **Ziele vor Formaten:** Vor jedem Vorhaben klären, ob es um Kennenlernen, Beziehungspflege oder gesellschaftliche Wirkung geht – und das Format daran ausrichten.
- **Augenhöhe organisatorisch sichern:** Rollen, Redezeit, Gastgeber:innen und Vorbereitung rotieren lassen; Ressourcenunterschiede aktiv ausgleichen (z.B. Übersetzung, Moderation, Kostenteilung, Unterstützung bei Behördenkontakten).
- **Von Anlässen zu Kooperationen:** Wo möglich, gemeinsame Projekte anpacken (Bildung, Zusammenleben, Öffentlichkeit) statt primär Vorstellung- und Besuchsformate zu wiederholen.
- **Qualität sichtbar machen:** Erwartungen explizit verhandeln, Konflikte als Lernmomente auffangen, Nachbereitung und Anschlussaufgaben einplanen.
- **Breite statt Elitenkreis:** Repräsentant:innen als Ermöglicher:innen einbinden, zugleich Räume schaffen, in denen Menschen aus den Gemeinschaften selbst tragende Beziehungen aufbauen.
- **Öffentlichkeit mitdenken:** Gemeinsame, positive Beiträge in der Region sichtbar machen und bei Bedarf gemeinsam gegen Stereotype Stellung beziehen.
- **Nachwuchs und Selbstwirksamkeit:** Jugendliche und jüngere Erwachsene mit konkreten Rollen (z.B. Guides, Projektteams, Social Media, Schulformate) beteiligen.

Offene Fragen zur Weiterentwicklung des Interreligiösen Arbeitskreises im Kanton Thurgau

- Welche 2–3 regionalen Herausforderungen sollen in den nächsten drei Jahren im Zentrum stehen?
- Welche Formate helfen dabei wirklich – und welche wiederholen vor allem Routinen?
- Wie wird im Arbeitskreis sichergestellt, dass weniger abgesicherte Gemeinschaften nicht nur «mit dabei», sondern mitgestaltend sind?
- Welche Art von institutioneller Unterstützung wäre hilfreich, ohne die ehrenamtliche Eigenlogik zu schwächen?
- Und woran möchte der Arbeitskreis künftig messen, ob der Dialog für Beteiligte bedeutsam ist und in der Region Wirkung entfaltet? Mögliche Kriterien wären zum Beispiel:
 - **Beziehungsqualität:** Entstehen stabile Kontakte über den Kreis der Funktionsträger:innen hinaus (z.B. wiederkehrende Zusammenarbeit, gegenseitige Besuche, direkte Ansprechpersonen)?
 - **Augenhöhe & Mitgestaltung:** Wer setzt Themen, moderiert, hostet – und sind Minderheitengemeinschaften sichtbar an Planung und Entscheidungen beteiligt?

- **Konkrete Outcomes:** Gibt es nachvollziehbare Ergebnisse (gemeinsame Stellungnahmen, Leitfäden, Abmachungen, Projekte), die für die Region relevant sind?
- **Wirkung nach aussen:** Wird die Arbeit in der Region wahrgenommen (Medien, Gemeinden, Schulen/Vereine) und trägt sie zur Versachlichung/Deeskalation in Debatten bei?
- **Teilnahme & Breite:** Erreicht der Dialog unterschiedliche Generationen und Milieus (auch Jugendliche), und bleibt die Beteiligung über die Zeit tragfähig?
- **Lern- und Konfliktfähigkeit:** Werden Irritationen aufgenommen (z.B. durch Nachbereitung), und führt das zu Anpassungen von Formaten statt zu Rückzug?

So verstanden wird interreligiöse Arbeit zu einem gestaltbaren Lern- und Kooperationsprozess: Sie stärkt Beziehungen – und kann dort gesellschaftliche Relevanz gewinnen, wo sie gemeinsam an konkreten Fragen des Zusammenlebens arbeitet.